

Holly Black · Schwarzes Herz



DIE AUTORIN

Holly Black lebt mit ihrer Familie und vielen Tieren in Massachusetts. Seit sie 2002 den Roman *Elfentochter* veröffentlichte, der von der American Library Association als »Best Book for Young Adults« ausgezeichnet wurde, lebt sie als freischaffende Autorin und schlägt die internationale Presse und ein riesiges Publikum in den Bann. Mit *Weißer Fluch* schuf sie den Beginn einer neuen großen Jugendbuchtrilogie.

Von Holly Black sind außerdem bei cbt erschienen:

Elfentochter (30354)

Elfenherz (30625)

Elfenkönigin (30457)

Weißer Fluch (30805)

Roter Zauber (30890, Band 2)

HOLLY BLACK

**SCHWARZES
HERZ**

Aus dem Amerikanischen
von Anne Brauner





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2015

© 2012 by Holly Black

Die amerikanische Originalausgabe
erschien 2012 unter dem Titel

»The Curse Workers Book Two – Black Heart«

bei Margaret K. McElderry Books,

an imprint of Simon & Schuster

Children's Publishing Divisions, New York.

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe by cbt Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Aus dem Englischen von Anne Brauner

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign,
Bad Oeyenhausen;

unter Verwendung einer Fotografie von © Michael Frost
he · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30882-0

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für Fizzgig, meine liebe graue Langhaarkatze,
die freundlich und geduldig war,
obwohl sie immer wütend aussah

ERSTES KAPITEL

MEIN BRUDER BARRON SITZT neben mir und schlürft mit einem gelben Strohhalm geräuschvoll den letzten Rest von seinem Milch-Tee-Slush. Er hat den Beifahrersitz meines Mercedes ganz nach hinten geschoben und die spitzen schwarzen Schuhe aufs Armaturenbrett gelegt, wo die Absätze das Plastik verkratzen. Mit dem zurückgegelten Haar und der verspiegelten Sonnenbrille sieht er wie der Inbegriff eines Gangsters aus.

In Wirklichkeit ist er ein FBI-Agent in der Ausbildung, aber schon mit Kartenschlüssel, Dienstmarke und allem anderen ausgestattet.

Ein Gangster ist er auch, um bei der Wahrheit zu bleiben.

Ich trommele ungeduldig mit den Fingerspitzen aufs Lenkrad und hebe zum tausendsten Mal ein Fernglas an die Augen. Es gibt nichts zu sehen, außer einem verbretterten Haus in der falschen Ecke von Queens. »Was *macht* sie nur? Sie ist jetzt schon vierzig Minuten da drin.«

»Was glaubst du wohl?«, fragt er. »Was Böses. Das ist jetzt ihr Job nach der Schule. Sie kümmert sich um zwielichtige Dinge, damit Zacharov saubere Handschuhe behält.«

»Ihr Vater würde nie zulassen, dass sie ernsthaft in Gefahr gerät«, sage ich, aber meinem Tonfall hört man an, dass ich eher versuche, mich selbst zu überzeugen, als meinen Bruder.

»Sie ist gerade rekrutiert worden«, schnaubt Barron. »Sie muss sich erst beweisen. Nicht einmal, wenn er wollte, könnte Zacharov sie aus der Gefahr heraushalten – und die Mühe wird er sich nicht machen. Das Fußvolk sieht zu und wartet auf ein erstes Anzeichen von Schwäche. Darauf, dass sie es vermasselt. Er weiß das. Du eigentlich auch.«

Ich denke daran, was für ein dünnes Mädchen, mit viel zu großen Augen und einem blonden Heiligenschein sie mit zwölf war. In meiner Erinnerung sitzt sie auf einem Ast und kaut auf einem roten Lakritzstreifen. Ihre Lippen sind klebrig und Flip-Flops baumeln an ihren Zehen. Sie ritzt ihre Initialen in die Baumrinde, ganz weit oben, da-

mit ihr Cousin ihr glauben muss, wenn sie behauptet, sie wäre höher geklettert, als er je kommen wird.

Jungs glauben nie, dass ich sie schlagen kann, hat sie damals zu mir gesagt. *Aber dann gewinne ich doch immer.*

»Vielleicht hat sie unseren Wagen gesehen und ist durch die Hintertür raus«, sage ich schließlich.

»Nie im Leben hat sie uns gesehen.« Er saugt wieder an dem Strohalm. Das rasselnde Geräusch des leeren Bechers hallt durch den Wagen. »Wir sind die reinsten Ninjas.«

»Ganz schön eingebildet.« Es ist gar nicht einfach, jemanden zu beschatten, und so gut sind Barron und ich darin noch nicht, da kann er sagen, was er will. Yulikova, meine Betreuerin beim Geheimdienst, hat mich dazu ermuntert, Barron zu begleiten, auf diese Weise etwas dazuzulernen und auf der sicheren Seite zu bleiben, während sie sich überlegt, wie sie ihren Vorgesetzten beibringt, dass sie einen jugendlichen Verwandlungswerker mit schlechten Manieren und einem Vorstrafenregister an der Hand hat. Und da Yulikova das Sagen hat, ist Barron dazu verdonnert, mir alles beizubringen – nur für einige Monate, bis ich in Wallingford meinen Abschluss gemacht habe. Mal sehen, ob wir es so lange miteinander aushalten.

Diese Art von Unterweisung hat Yulikova wahrscheinlich nicht gemeint.

Barron grinst, seine weißen Zähne blitzen wie gefallene Würfel.

»Was würde Lila Zacharov wohl mit dir machen, wenn sie wüsste, dass du sie beschattest?«

Ich grinse zurück. »Mich umbringen, schätze ich.«

Er nickt. »Wahrscheinlich. Und mich gleich mit, weil ich dir geholfen habe.«

»Ich würde sagen, du hast es verdient«, sage ich. Er schnaubt trocken.

In den letzten Monaten habe ich alles bekommen, wovon ich je geträumt habe – und dann habe ich es wieder vermasselt. Man hatte mir alles, von dem ich dachte, ich würde es nie bekommen, auf dem Silbertablett serviert – das Mädchen, die Macht, eine Position als rechte Hand von Zacharov, dem angsteinflößendsten Mann, den ich kenne. Es wäre nicht einmal besonders anstrengend gewesen, für ihn zu arbeiten. Wahrscheinlich hätte es Spaß gemacht. Und wenn es mir egal wäre, wem ich wehtue, würde mir all das immer noch gehören.

Ich hebe das Fernglas und betrachte erneut die Tür: die Farbe blättert von den Brettern wie Brotkrumen, und die ausgefranste untere Kante sieht aus, als hätten Ratten daran genagt.

Lila würde immer noch mir gehören.

Mir gehören. So ist sie, die Sprache der Liebe – besitzergreifend. Das sollte man als erstes Zeichen dafür deuten, dass niemand durch sie ein besserer Mensch wird.

Barron stöhnt auf und wirft den Becher nach hinten. »Ich fasse es nicht, dass du mich dazu erpresst hast, ein

treuer Diener des Gesetzes zu werden, damit ich jetzt fünf Tage die Woche mit anderen Rekruten schufteln muss, während du meine weitreichende Erfahrung dafür ausnutzt, um deine Freundin zu stalken. Wie unfair ist das?«

»*Erstens* ist deine weitreichende Erfahrung ziemlich dubios. *Zweitens* ist Lila nicht meine Freundin. *Drittens* will ich mich nur vergewissern, dass sie klarkommt.« Ich zähle diese Punkte an meinen Lederhandschuhfingern ab. »Und *viertens*, seit wann interessierst du dich für Fairness?«

»Du könntest sie doch in der Schule stalken«, meint Barron und ignoriert alles, was ich gerade gesagt habe. »Komm schon. Ich muss noch jemanden anrufen. Wir machen einfach Schluss mit dem Anschauungsunterricht und holen Pizza. Ich bezahle auch.«

Ich seufze. Im Wagen mieft es nach abgestandenem Kaffee und ich würde gerne die Beine ausstrecken. Außerdem hat Barron wahrscheinlich recht – wir können genauso gut aufhören. Nicht aus dem Grund, den er genannt hat, sondern aus dem, der darin mitschwingt. Dass es nicht okay ist, vor Gebäuden herumzulungern und Mädchen auszuspionieren, die man gern hat.

Ich greife zögernd nach dem Autoschlüssel, als sie plötzlich aus der schäbigen Tür kommt, als hätte meine Resignation sie heraufbeschworen. Sie trägt hohe schwarze Reitstiefel und einen stahlgrauen Trenchcoat. Alles brennt sich mir ein: die flinken Gesten ihrer behandschuhten Hände, das Schaukeln ihrer Ohrringe, das Klackern ihrer Absät-

ze auf der Treppe und der Schwung ihrer Haare. Sie ist so schön, dass ich kaum noch Luft bekomme. Ihr folgt ein Junge, der sein Haar zu zwei Antilopenhörnern gewirbelt hat. Seine Haut ist noch dunkler als meine. Er trägt eine Baggy-Jeans und einen Kapuzenpullover und schiebt ein gefaltetes Bündel, wahrscheinlich Geld, in eine Innentasche.

Außerhalb der Schule macht Lila sich nicht die Mühe, einen Schal zu tragen, sodass ich das makabre Narbenhalsband erkennen kann. Die Narben sind schwarz von der Asche, die in die Wunden gerieben wurde. Es gehört in der Gangsterfamilie ihres Vaters zur Aufnahmezeremonie, sich die Haut aufschlitzen zu lassen und zu schwören, dass man sein altes Leben hinter sich lässt und in ein neues böses Leben wiedergeboren wird. Das blieb nicht einmal Zacharovs Tochter erspart.

Sie ist jetzt eine von ihnen. Es gibt kein Zurück mehr.

»Ach nee«, sagt Barron fröhlich. »Wetten, dass du glaubst, wir hätten gerade das Ende einer richtig zwielichtigen Übergabe mitbekommen? Was wäre aber, wenn wir sie nur bei einer absolut unschuldigen und dennoch peinlichen Nummer erwischt haben?«

Ich sehe ihn geistesabwesend an. »Peinlich?«

»Zum Beispiel so eine Sammelkarten-Veranstaltung. Pokémon. Magic the Gathering. Vielleicht üben sie für ein Turnier. Ich schätze, er hat gewonnen, wenn man bedenkt, wie viel Kohle sie ihm gerade gegeben hat.«

»Sehr witzig.«

»Oder er gibt ihr Nachhilfe in Latein. Vielleicht malen sie zusammen Miniaturen oder er bringt ihr Schattentheater bei.« Mit einem Handschuh macht er eine entenmäßige Geste.

Ich boxe ihn in die Schulter, nicht sonderlich hart, aber so, dass er die Klappe hält. Barron lacht und schiebt die Sonnenbrille höher.

Der Junge mit den Hörnchenzöpfchen geht mit gesenktem Kopf über die Straße; er hat die Kapuze ins Gesicht gezogen. Als Lila ein Taxi heranwinkt, bläst ihr der Wind ins Haar und zerzaust den Heiligenschein.

Ich frage mich, ob sie die Hausaufgaben für Montag gemacht hat.

Ich frage mich, ob sie mich je wieder lieben wird.

Ich frage mich, wie sauer sie wäre, wenn sie wüsste, dass ich hier bin und sie beobachtet. Supersauer wahrscheinlich.

Plötzlich fegt kalte Oktoberluft in den Wagen und spielt mit dem Kaffeebecher auf dem Rücksitz.

»Komm schon«, sagt Barron, stützt sich auf die Beifahrertür und grinst zu mir hinunter. Ich hab nicht einmal gemerkt, dass er ausgestiegen ist. »Such schon mal Kleingeld für den Parkautomaten zusammen und nimm deine Sachen mit.« Er zeigt mit dem Kopf in Richtung des Jungen mit den Zöpfen. »Wir beschatten ihn.«

»Wolltest du nicht eben noch jemanden anrufen?« Ich friere in meinem dünnen, grünen T-Shirt und greife nach

der Lederjacke, die zusammengeknüllt auf dem Rücksitz liegt.

»Da war mir langweilig«, sagt Barron. »Jetzt nicht mehr.«

Als er mir heute Morgen am Telefon mitgeteilt hat, dass wir Beschattung üben würden, habe ich mir, halb aus Spaß, halb aus kranker Sehnsucht, Lila ausgesucht. Eigentlich hätte ich nicht gedacht, dass Barron mitziehen würde, und auch nicht, dass wir wirklich sehen würden, wie sie ihr Wohnhaus verlässt und in eine Limousine steigt. Und schon gar nicht hätte ich damit gerechnet, dass ich gleich herausfinden werde, was sie außerhalb der Schule so treibt.

Ich steige aus und knalle die Wagentür zu.

Das ist das Blöde an der Versuchung. Sie ist so verdammt verlockend.

»Fühlt sich fast an wie ein echter Agentenjob, was?«, sagt Barron, als wir uns auf der Straße mit gesenkten Köpfen gegen den Wind stemmen. »Wenn wir deine Freundin bei einem Verbrechen erwischen, gibt Yulikova uns bestimmt eine Prämie. Bei der Performance!«

»Nur tun wir das leider nicht«, sage ich.

»Ich dachte, wir sollten zu den Guten gehören.« Sein Grinsen ist zu breit. Es macht ihm Spaß, mich zu ärgern, und meine Reaktion stachelt ihn nur noch mehr an. Doch ich kann nicht anders.

»Aber nicht, wenn wir sie dabei in Gefahr bringen«, sage ich, so hart ich kann. »Ihr darf nichts passieren, niemals.«

»Verstehe. Gefahr, böse. Und was für eine Ausrede hast

du dafür, dass wir sie und ihre Freunde beschatten, kleiner Bruder?»

»Dafür brauche ich keine Ausrede«, erwidere ich. »Ich tu's einfach.«

Es ist gar nicht so einfach, jemandem zu folgen – zu *stalken*. Man gibt sich Mühe, nicht zu konzentriert auf seinen Hinterkopf zu starren, Abstand zu halten und so zu tun, als wäre man einfach nur ein weiterer Typ, der sich Ende Oktober auf den Straßen von Queens den Arsch abfriert. Vor allem sollte man vermeiden, wie ein schlecht ausgebildeter Möchtegern-Geheimagent auszusehen.

»Mach dir nicht so viele Sorgen«, sagt Barron, der neben mir hergeht. »Falls wir erwischt werden, fühlt sich der Typ wahrscheinlich eher geschmeichelt und denkt, er ist aufgestiegen, wenn ihn schon die Regierung beschatten lässt.«

Barron benimmt sich viel abgebrühter als ich, aber das ist auch kein Wunder. Was soll ihm auch passieren, wenn man uns entdeckt? Lila hasst ihn jetzt schon abgrundtief. Außerdem übt er das Stalken schätzungsweise den lieben langen Tag, während ich in Wallingford dafür büffele, auf ein College zu gehen, das ich im Leben nicht besuchen werde.

Trotzdem ärgert es mich. Seit unserer Kindheit sind wir Konkurrenten. Meistens habe ich gegen ihn verloren.

Wir waren die beiden Jüngsten, und wenn Philip am Wochenende etwas mit seinen Freunden unternahm, mussten wir die Aufgaben erledigen, die Dad uns zuteilte, oder eine Fertigkeit einüben, die er für unbedingt nötig hielt.

Vor allem wollte er, dass wir im Taschendiebstahl und Schlösserknacken besser wurden.

Zwei Kinder sind das geborene Taschendiebe-Team, pflegte er zu sagen. Eins klaut, das andere lenkt ab oder übernimmt die Beute.

Wir probierten es aus. Erst mussten wir herausfinden, wo Dad seine Brieftasche hatte – das erkannte man an der Ausbuchtung hinten in seiner Hose oder daran, dass eine Seite seines Mantels schwerer herunterhing, weil etwas darin war. Dann kam der Klau. Ich war ziemlich gut; Barron war besser.

Danach übten wir das mit der Ablenkung. Wir weinten. Fragten nach dem Weg oder gaben dem Opfer eine 25-Cent-Münze und behaupteten, es hätte sie fallen lassen.

Das ist wie Bühnenzauberei, sagte Dad. Ihr müsst mich dazu verleiten, dort drüben hinzusehen, damit ich nicht merke, was vor meiner Nase passiert.

Wenn Dad nicht danach war, unsere unbeholfenen Versuche im Taschendiebstahl abzuwehren, ging er mit uns in die Scheune und zeigte uns seine Sammlung. Er hatte einen alten Metallkasten, mit Schlössern auf jeder Seite. Man musste sieben verschiedene Schlösser knacken, um ihn aufzubekommen. Weder Barron noch ich haben das jemals geschafft.

Nachdem wir kapiert hatten, wie man ein Schloss mit einem Dietrich öffnet, mussten wir lernen, wie man es mit einer Haarklammer oder einem Bügel knackt, später mit einem Stock oder einem anderen Gegenstand, der zufällig

in Reichweite lag. Ich gab die Hoffnung nicht auf, ein Naturtalent in Bezug auf Schlösser zu sein. Denn damals war ich ziemlich sicher, kein Werker zu sein, und fühlte mich ohnehin als Außenseiter in meiner eigenen Familie. Ich glaubte, wenn ich in irgendeiner Sache besser wäre als die anderen, könnte ich das wiedergutmachen.

Es nervt, der Jüngste zu sein.

Wenn du es schaffst, die supersichere Kiste zu knacken, schleichen wir uns in einen Film deiner Wahl, hat Dad immer gesagt. Oder: *Ich habe Süßigkeiten hineingetan*. Oder: *Wenn du das Videospiel wirklich haben willst, knack die Kiste, dann besorge ich es dir*. Im Grunde war es egal, was er uns versprach. Nicht egal war aber, dass ich nie mehr als drei Schlösser schaffte, Barron jedoch fünf.

Und nun geht es im selben Stil weiter und wir müssen wieder einen Haufen neuer Dinge lernen. Ich spüre das vertraute Konkurrenzgefühl und es versetzt mir einen Stich, dass ich jetzt schon so weit hinterherhinke. Schließlich glaubt Yulikova wirklich, dass Barron beim FBI eine große Zukunft hat. Das hat sie mir selbst gesagt, woraufhin ich erwidert habe, dass Soziopathen oft endlosen Charme versprühen.

Sie dachte wohl, ich scherze.

»Was bringen sie dir denn in der Geheimagentenschule sonst noch so bei?«, frage ich. Es sollte mir egal sein, dass er sich so gut angepasst hat. Selbst wenn er nur so tut. Schön für ihn.

Wahrscheinlich macht es mir etwas aus, dass er besser im So-tun ist als ich.

Barron verdreht die Augen. »Wenig genug. Das, was man sich denken kann, zum Beispiel, wie man Leute durch Nachahmung dazu bringt, dass sie einem vertrauen. Spiegelung, das kennst du doch – einfach tun, was der andere tut.« Er lacht. »Als verdeckter Ermittler macht man im Grunde das Gleiche wie als Trickbetrüger. Die Technik ist die gleiche. Zielperson ermitteln. Vertrauen erschleichen. Dann der Verrat.«

Die Technik des Spiegelns. Wenn das Opfer einen Schluck Wasser trinkt, macht man das auch. Wenn es lächelt, lächelt man mit. Wenn man dabei subtil vorgeht und nicht aufdringlich wird, kann man damit viel erreichen.

Mom hat es mir beigebracht, als ich zehn war. *Cassel*, hat sie gesagt, *soll ich dir sagen, wie du der charmanteste Typ wirst, den man je gesehen hat? Du musst dein Gegenüber an seine Lieblingsperson erinnern. Und jeder Mensch findet sich selbst am besten.*

»Nur bist du jetzt einer von den Guten«, sage ich und lache.

Er lacht mit, als hätte ich den besten Witz aller Zeiten gerissen.

Bei der Erinnerung an Mom fällt mir wieder ein, dass ich mir Sorgen um sie mache. Sie ist untergetaucht, seit sie ihr Werkertalent – Gefühl – benutzt hat, um Gouver-

neur Patton zu manipulieren, der immer schon alle Fluchwerker von Herzen hasste und jetzt täglich mit pochender Stirnader im Fernsehen auftritt und zur Hetzjagd auf Mom bläst. Hoffentlich bleibt sie in ihrem Versteck. Ich wünschte nur, ich wüsste, wo sie ist.

»Barron«, setze ich zu einer Unterhaltung an, die wir schon hundert Mal geführt haben, und worin wir uns gegenseitig versichern, dass sie klarkommt und sich bald bei uns melden wird. »Glaubst du ... »

Weiter vorne betritt der Junge mit den Zöpfen einen Billardsalon.

»Hier rein«, sagt Barron und zeigt mit dem Kopf nach links. Wir tauchen in einem Deli auf der anderen Straßenseite ab. Dort ist es schön warm und Barron bestellt zwei Kaffee, die wir wartend am Fenster trinken.

»Meinst du, du kommst jemals über die Sache mit Lila hinweg?«, fragt er nach einer Weile. Ich wünschte, ich wäre derjenige gewesen, der das Schweigen gebrochen hätte – dann hätte ich wenigstens das Thema bestimmen können. Alles andere wäre mir lieber gewesen. »Das ist doch wie eine Krankheit. Wie lange bist du jetzt schon in sie verknallt? Seit du elf warst?«

Dazu sage ich nichts.

»Darum wolltest du sie und ihren neuen Mafiatypen beschatten, stimmt's? Weil du glaubst, sie wäre zu gut für dich, aber wenn sie etwas richtig Schreckliches täte, hättest ihr euch vielleicht doch verdient.«

»So läuft das nicht«, erwidere ich leise. »So läuft das nicht mit der Liebe.«

»Sicher?« fragt er verächtlich.

Ich beiße mir auf die Zunge und schlucke alle höhnischen Bemerkungen hinunter, die mir in den Sinn kommen. Wenn ich nicht darauf anspringe und wütend werde, hört er vielleicht damit auf. Dann könnte ich ein anderes Thema anschneiden. Wir stehen minutenlang schweigend da, bis er seufzt.

»Jetzt ist mir wieder langweilig. Ich gehe mal telefonieren.«

»Und wenn er rauskommt?«, frage ich genervt. »Was soll ich dann –«

Er reißt pseudo-erschrocken die Augen auf. »Improvvisieren, was sonst?«

Es läutet, als er aus der Tür geht, und der Typ hinter der Theke ruft automatisch: »Danke für Ihren Besuch schönen Tag noch.«

Barron flirtet auf Teufel komm raus, während er auf dem Bürgersteig vor dem Deli hin und her geht und die Namen französischer Restaurants runterrattert, als würde er allabendlich an einem festlich gedeckten Tisch essen. Er hat das Handy zwischen Ohr und Schulter geklemmt und lächelt, als würde er den romantischen Quatsch glauben, den er ihr vorsülzt. Ich habe Mitleid mit dem unbekanntem Mädchen am Telefon, aber gleichzeitig fühle ich eine böse Vorfreude.

Wenn er mit Telefonieren fertig ist, kann ich mich endlos über ihn lustig machen. Nicht einmal, wenn ich mir auf die Zunge beiße, könnte ich es lassen – da müsste ich mir schon das ganze Gesicht abbeißen.

Als er sieht, wie ich hinter der Fensterscheibe grinse, dreht er mir den Rücken zu und marschiert zum Eingang eines geschlossenen Pfandhauses weiter oben an der Straße. Ich habe provozierend mit den Augenbrauen gewackelt, solange er mich angesehen hat.

Da mir nichts anderes übrig bleibt, als zu warten, trinke ich noch einen Kaffee und spiele ein Handyspiel, in dem man verpixelte Zombies abschießen muss.

Obwohl ich genau darauf gewartet habe, fühle ich mich überrumpelt, als der Junge mit den Zöpfen aus dem Billardsalon kommt. Ein Mann begleitet ihn, ein großer Typ mit eingefallenen Wangen und fettigem Haar. Der Junge steckt sich in der hohlen Hand eine Zigarette an und lehnt sich an eine Hauswand. In so einem Moment wäre es schön, wenn man besser ausgebildet wäre. Mir ist auch klar, dass ich kaum aus dem Deli rennen und Barron mit wilden Gesten auf mich aufmerksam machen kann, doch was soll ich tun, wenn der Junge weitergeht? Ich habe keine Ahnung, wie ich meinem Bruder ein Zeichen geben soll.

Improvisieren, hat er gesagt.

Ich verlasse den Deli so beiläufig wie möglich. Kann sein, dass der Junge nur kurz auf die Straße gegangen ist, um

eine zu rauchen. Vielleicht bemerkt Barron mich jetzt und kommt von selbst zurück.

Ich steuere eine Bank an einer Bushaltestelle an und setze mich, um mir den Jungen besser anzusehen.

Das ist kein echter Job, ermahne ich mich. Wenn er uns wegläuft, macht das nichts. Wahrscheinlich ist an ihm nichts dran. Unabhängig davon, was er für Lila tut, es gibt keinen Grund, warum er es jetzt gerade tun sollte.

In diesem Augenblick bemerke ich, dass der Junge große Gesten macht, die durch den Rauch seiner Zigarette in der Luft hängen bleiben. Irreführung, ein Klassiker unter Neppern und Trickdieben. *Sieh hierher*, sagt die eine Hand. Dazu erzählt er anscheinend einen Witz, denn der Mann lacht. Doch ich sehe die andere Hand, die sich aus dem Handschuh windet.

Ich springe auf, doch es ist zu spät. Ich sehe die blitzschnelle Bewegung eines bloßen Handgelenks und eines Daumens.

Ohne nachzudenken, laufe ich auf ihn zu – über die Straße, und merke kaum, dass ein Auto mit quietschenden Bremsen anhält. Die Passanten sehen mich an, doch niemand interessiert sich für den Jungen. Sogar der Idiot aus dem Billardsalon schaut in meine Richtung.

»*Hau ab*«, schreie ich.

Der Mann mit den hohlen Wangen sieht immer noch mich an, als der Junge die Hand um seine Kehle krallt.

Ich packe den Jungen an der Schulter, zu spät. Der Unbe-

kannte fällt schlaff wie ein Mehlsack zu Boden. Der Junge dreht sich blitzschnell und mit ausgestreckten bloßen Fingern zu mir um. Er will mir an die Haut, doch ich schnappe mir sein Handgelenk und drehe ihm brutal den Arm um.

Er stöhnt und schlägt mir mit seiner behandschuhten Hand ins Gesicht.

Taumelnd weiche ich zurück. Einen Moment lang sehen wir uns an. Zum ersten Mal sehe ich sein Gesicht von Nahem und staune, weil seine Augenbrauen sorgfältig zu perfekten Bögen gezupft sind. Darunter hat er die braunen Augen erschrocken aufgerissen, doch nun schließt er sie zu schmalen Schlitzen. Dann dreht er sich um und läuft weg.

Ich nehme die Verfolgung auf. Das ist ein Reflex – Instinkt – und ich frage mich bald, was ich mir eigentlich dabei denke, während ich über den Bürgersteig flitze. Ich rischiere einen Blick zurück zu Barron, der über sein Handy gebeugt dasteht, sodass ich nur seinen Rücken sehe.

War ja klar.

Der Junge ist schnell, aber ich mache seit drei Jahren beim Lauftraining mit und weiß, wie ich meine Kräfte einteilen muss. Deshalb lasse ich ihm erst einen Vorsprung, um ihn einzuholen, sobald er langsamer wird. Wir laufen mehrere Häuserblocks weit, doch allmählich komme ich immer näher.

Das ist genau das, was ich demnächst als Geheimagent tun soll, oder? Bösewichter jagen.

Doch das ist nicht der Grund, warum ich hinter ihm her

bin. Ich habe das Gefühl, als würde ich meinen eigenen Schatten jagen. Und kann nicht damit aufhören.

Er wirft einen Blick über die Schulter. Als er kapiert, dass ich aufhole, ändert er die Strategie und biegt abrupt in eine Gasse ab.

Ich komme rechtzeitig um die Ecke, um zu sehen, wie er in seinen Pullover greift. Sofort schnappe ich mir die nächstmögliche Waffe, ein Holzbrett, das neben einem Müllhaufen liegt.

Ich schwinge das Brett und treffe ihn in dem Augenblick, in dem er die Pistole zieht. Meine Muskeln brennen, aber ich höre, wie Holz auf Metall trifft, und knalle die Pistole gegen die Ziegelmauer, als wäre sie ein Baseball und ich Spieler bei der Weltmeisterschaft.

Ich bin genauso überrascht wie er.

Mit langsamen Schritten gehe ich auf ihn zu und halte drohend das Brett hoch. Inzwischen ist es auseinandergebrochen, ein großes Stück hängt nur noch an einem Splitter, und der Rest ist schartig und spitz wie ein Speer. Der Junge beobachtet mich, aufs Äußerste angespannt. Er sieht nicht viel älter aus als ich. Möglicherweise ist er sogar jünger.

»Scheiße, wer bist du?« Als er den Mund aufmacht, sehe ich, dass er mehrere Goldzähne hat, die im schwindenden Sonnenlicht glänzen. Drei unten, einer oben. Er ist außer Atem. Ich auch.

Ich bücke mich und hebe mit einer zitternden Hand die

Pistole auf. Nachdem ich sie entsichert habe, lasse ich das Brett fallen.

Ich weiß gerade überhaupt nicht, wer ich bin.

»Wieso?«, frage ich zwischen zwei Atemzügen. »Wieso hat sie dich mit diesem Mord beauftragt?«

»Hey«, sagt er und hebt beide Hände, die mit und die ohne Handschuh, als Zeichen der Unterwerfung. Dennoch wirkt er mehr erstaunt als ängstlich. »Wenn er dein Freund war, dann –«

»Er war nicht mein Freund.«

Er lässt die Hände an die Seiten fallen, als hätte er was mich angeht einen Entschluss gefasst. Vielleicht, dass ich kein Bulle bin. Oder dass es okay ist, sich zu entspannen. »Ich frage nicht nach, warum jemand etwas will. Ich weiß es nicht, klar? Es war nur ein Job.«

Ich nicke. »Zeig mir deinen Hals.«

»Keine Narben.« Er zieht sein T-Shirt lang; tatsächlich nichts zu sehen. »Ich arbeite auf eigene Rechnung, ich bin viel zu hübsch für den ganzen Scheiß. Keiner legt Gage ein Halsband an.«

»Okay«, sage ich.

»Das Mädchen ... wenn du sie kennst, weißt du, was mit ihr ist.« Er steckt die Finger in den Mund und zieht sich einen lockeren Zahn heraus, einen echten, der schwarz und oben an der Krone verfault ist. Er liegt wie eine unvollkommene Perle in seiner Hand. Der Junge grinst. »Schön, dass Mord so gut bezahlt wird, nicht wahr? Gold ist teuer.«

Ich versuche, ihm nicht zu zeigen, wie überrascht ich bin. Ein Todeswerker, der bei jedem Auftrag nur einen Zahn verliert, ist sehr gefährlich. Jeder Fluch – für Leib, Glück, Gedächtnis, Gefühl, Traum, Tod und sogar Verwandlung – verursacht einen Rückstoß. Wie mein Großvater sagt, jeder Fluch verflucht auch den Magier. Ein Rückstoß kann einen zum Krüppel machen oder sogar tödlich enden. Todesflüche führen dazu, dass Körperteile des Todeswerkers verfaulen, von der Lunge bis zum Finger. Oder, wie es scheint, auch etwas so Unwichtiges wie ein Zahn.

»Was will ein Todeswerker eigentlich mit einer Pistole?«, frage ich.

»Die Pistole hat nur sentimentale Bedeutung. Sie gehörte meiner Oma.« Gage räuspert sich. »Also, schießen wirst du nicht. Sonst hättest du es längst getan. Können wir dann nicht einfach –«

»Willst du mir wirklich einreden, ich würde mich nicht trauen?«, frage ich. »Echt?«

Er wird nervös und saugt an seinen Zähnen. »Okay, ich weiß nur das, was ich gehört habe ... und auch nicht von ... *ibr*. Sie hat nie etwas gesagt, außer wo ich ihn finden kann. Aber es gibt ein Gerücht, dass der Mann – er nennt sich Charlie West – einen Job vermässelt hat. Mord an einer Familie, obwohl es nur um einen simplen Schaufenstereinbruch ging. Er ist ein besoffener Feigling –«

Mein Handy klingelt.

Ich ziehe es mit einer Hand aus der Tasche und blicke

schnell aufs Display. Barron. Wahrscheinlich hat er gerade erst gemerkt, dass ich die Fliege gemacht habe. Im Handumdrehen springt Gage in den Maschendrahtzaun.

Als ich dabei zusehe, wie er abhaut, verschwimmt mir die Sicht. Ich weiß nicht, wen ich sehe. Meinen Großvater. Meinen Bruder. Mich selbst. Jeder von uns könnte es sein, könnten alle er gewesen sein. Jemand, der von einem Job kommt und über einen Zaun klettert, bevor er einen Schuss in den Rücken kassiert.

Ich brülle ihn nicht an, dass er zurückkommen soll, und feuere auch keinen Warnschuss ab oder etwas in der Art. Ich tue nichts von dem, was ein Geheimagent in der Ausbildung tun müsste, der die Flucht eines Mörders beobachtet. Ich lasse ihn einfach laufen. Doch wenn er meine Rolle übernommen hat, weiß ich nicht, was ich mit dem Typen anfangen soll, der in der Gasse geblieben ist. Mit dem Guten.

Ich wische die Pistole an meinem grünen T-Shirt ab und stecke sie hinten in den Bund meiner Jeans, wo sie unter der Jacke verborgen bleibt. Dann gehe ich zum Anfang der Gasse und rufe Barron zurück.

Er kommt mit einem Haufen Anzugträgern im Schlepptau.

Er packt mich an den Schultern. »Verdammt, was hast du dir dabei gedacht?« Er spricht leise, aber er wirkt sichtlich mitgenommen. »Ich hatte keine Ahnung, wo du bist! Du bist nicht ans Handy gegangen!«

Bis auf seinen letzten Versuch hatte ich nicht mal das Klingeln gehört.

»Ich habe *improvisiert*«, erwidere ich genüsslich. »Und du hättest mich gesehen, wenn du nicht damit beschäftigt gewesen wärest, irgendein Mädchen anzugraben.«

Wenn ich seine Miene richtig deute, hält ihn nur die Anwesenheit der anderen Männer davon ab, mich zu erwürgen. »Diese Herren sind direkt nach der Polizei zum Tatort gekommen«, sagt er und sieht mich bedeutungsschwer an. Ich kapiere, dass er mir etwas mitteilen will, und wenn er noch so wütend ist. *Ich habe sie nicht angerufen*, besagt sein Gesichtsausdruck. *Ich habe ihnen nichts über Lila erzählt. Ich habe dich nicht verraten. Ich habe dich noch nicht verraten.*

Die Agenten nehmen meine Aussage auf. Ich erzähle ihnen, ich wäre dem Auftragskiller gefolgt, aber er wäre schneller gewesen und über den Zaun geklettert. Wohin er danach gerannt ist, hätte ich nicht sehen können und könnte auch sonst nicht viel über ihn sagen, weil er die Kapuze aufhatte. Nein, gesagt hätte er nichts. Nein, er hatte keine Waffe, abgesehen von seiner bloßen Hand. Ja, ich hätte ihn nicht verfolgen dürfen. Ja, ich kenne Agentin Yulikova. Ja, sie würde für mich bürgen.

Das tut sie auch. Sie lassen mich gehen, ohne mich abzutasten. Die Pistole steckt immer noch hinten in meiner Jeans und scheuert an meiner Wirbelsäule, als ich mit Barron zum Auto zurückgehe.

»Was ist wirklich passiert?«, fragt Barron.

Ich schüttele den Kopf.

»Tja, was hast du jetzt vor?«, fragt er herausfordernd. Als stünde das wirklich zur Diskussion. »Lila hat ihm den Auftrag gegeben.«

»Nichts«, sage ich. »Was denkst du denn? Und du hältst auch die Klappe.«

Mädchen wie sie, hat mich Großvater einmal gewarnt, Mädchen wie sie verwandeln sich in Frauen mit Augen wie Schusslöchern und Mündern aus Messern. Sie kommen nie zur Ruhe. Sie sind immer hungrig. Sie ziehen Unheil an. Sie kippen einen runter wie einen Schluck Whisky. Wenn man sich in sie verliebt, ist es, als ob man eine Treppe runterstürzt.

Doch bei all den Warnungen hat mir keiner gesagt, dass man sich, selbst nachdem man sich verliebt hat, nachdem man gelernt hat, wie schmerzhaft es ist, wieder anstellt, um es noch mal zu tun.

ZWEITES KAPITEL

AM SONNTAGABEND MACHEN IN Wallingford zahlreiche erschöpfte Schüler Hausaufgaben, die noch am Freitag ganz leicht schienen, als das Wochenende mit dem Versprechen auf viele faule Stunden vor ihnen lag. Ich gähne, als ich die Schule ebenso schuldbewusst wie die anderen betrete, weil ich noch einen Aufsatz schreiben und ein langes Stück aus *Les Misérables* übersetzen muss.

Mein Zimmergenosse Sam Yu liegt bäuchlings auf dem Bett und nickt im Takt zu einer Musik, die ich wegen der Kopfhörer nicht hören kann. Er ist groß und schwer und die Bettfedern ächzen, als er sich zu mir umdreht. Die Zimmer des Schlaftrakts haben rissige Wände, sind voll mit

Spannholzkommoden und billigen Pritschen, deren Gestelle zusammenzubrechen drohen, sobald man sich darauf setzt. Dabei ist es nicht so, als gäbe es in Wallingford nicht auch schöne, holzvertäfelte Zimmer, mit hohen Decken und Fenstern mit Bleiverglasung. Doch diese Räume sind Lehrern und Sponsoren vorbehalten. Wir dürfen sie zwar betreten, aber nicht darin wohnen.

Ich kämpfe mich zu unserem Schrank durch und steige auf eine Kiste, die leicht nachgibt. Dann hole ich die Pistole unter meiner Jacke hervor und befestige sie mit Klebeband an der Rückwand des Schrankes über meinen Anziesachen. Damit sie niemand entdeckt, rücke ich die Bücher auf dem darunterliegenden Regal entsprechend zurecht.

»Soll das ein Witz sein?«, sagt Sam.

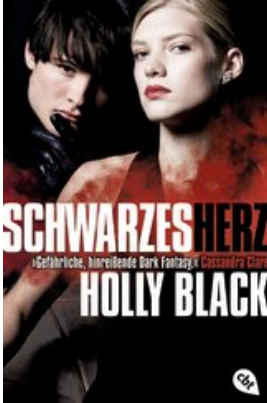
Offensichtlich hat er alles mit angesehen. Ich habe nicht einmal gehört, wie er aufgestanden ist. Anscheinend lasse ich nach.

»Die gehört mir nicht«, sage ich. »Ich wusste nicht, was ich damit machen sollte.«

»Wie wäre es mit *wegwerfen*?«, flüstert er rau. »Das ist eine *Pistole*. Eine Waffe, Cassel. Eine Waaaaafffffee.«

»Jep.« Ich hüpfte von der Kiste und lande mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden. »Weiß ich. Das mach ich auch, ich hatte nur nicht genug Zeit. Morgen, versprochen.«

»Wie viel Zeit braucht man denn, um eine *Pistole* in einen *Mülleimer* zu werfen?«



Holly Black

Schwarzes Herz

Band 3

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-570-30882-0

cbt

Erscheinungstermin: Januar 2015

Was geschieht, wenn alles, was du berührst, verflucht ist?

Cassel Sharpe weiß jetzt, dass man ihn gegen seinen Willen als Auftragskiller eingesetzt hat, aber er versucht, seine Vergangenheit zu vergessen. Für das FBI zu arbeiten, ist die einzige Lösung. Selbst wenn er damit seine Familie verrät. Selbst wenn er von klein auf gelernt hat, den Staat auszutricksen. Selbst wenn seine große Liebe Lila plötzlich auf der anderen Seite steht. Als das FBI von Cassel etwas verlangt, das er nie wieder tun wollte, verschwimmen die Grenzen zwischen richtig und falsch. Wieder pokert Cassel um sein Leben und diesmal setzt er alles auf die Liebe ...



[Der Titel im Katalog](#)